

# Der Hornuss : einige kulturelle, literarische und politische Betrachtungen anlässlich eines eidgenössischen Festes

Autor(en): **Meyer, Karl Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **2 (1922-1923)**

Heft 4

PDF erstellt am: **30.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-154673>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der Hornuß.

Einige kulturelle, literarische und politische Betrachtungen anläßlich eines eidgenössischen Festes.

Von  
Karl Alfons Meyer.

„Der hornuz sol diezen.“  
Hartmann von Aue.

### I.

Die schweizerische Umschau dieser Feste bot H. Zoppi schon mehrmals Anlaß, von kantonalen und den nach ihm leider fehlenden eidgenössischen Festen zu reden. Was er sagt, klingt trübe. Mit Recht, wie uns scheint, schreibt er der erst seit 1891 bestehenden Bundesfeier etwas Erklärtes zu; einmal ruft er aus: „Die Schweizerfeier des Jahres 1921 hatten keine Verbindung mehr mit dem nationalen Ethos.“ Dieser Satz quälte uns. Sollte es mit unserm Vaterland schon so übel stehen? Das Modewort vom „untergehenden Abendland“ (nach Oswald Spenglers Buch) fiel uns ein, und trotz angeborenem Stolzes auf die Heimat mußten wir zugeben, daß im Abendland die Schweiz keine Ausnahmestellung einzunehmen verdient. Uns persönlich bedeutet das, was man gemeinhin „Feste“ nennt, nichts; wir halten es mit Schopenhauer, der in seinen Paränesen meint: „Die wirklich gute Gesellschaft ist überall und notwendig sehr klein. Ueberhaupt aber tragen glänzende, rauschende Feste und Lustbarkeiten stets eine Leere, wohl gar einen Mißton im Innern, schon weil sie dem Elend und der Dürftigkeit unseres Daseins laut widersprechen.“ In solcher Ueberzeugung und Seelenstimmung glaubten wir schon eine Aenderung des bei militärischen Bestattungen geltenden Dienstreglements vorschlagen zu sollen, wonach der Tote mit dumpfen Klängen zur Ruhe geleitet wird, die Kameraden aber mit lustigem Marsch heimkehren; sollte nicht dem Gefallenen auf dem letzten Weg ein tapferer Marsch, ein schönes Volkslied gespielt werden? Die Trauermusik bleibe den ins Leben Zurückgehenden! Sollte ich Pessimist sein? Nun, um so mehr wünsche auch ich frohe Feste — nur müssen es seltene Ausnahmen sein, durch lange saure Wochen je und je verdient. Was wir meinen, spricht der geistig und körperlich ferngesunde Friedrich Ludwig Jahn 1810 in seinem „Deutschen Volkstum“ aus:

„Festlichkeit ist Erheben über das gemeine Leben, Herauskommen aus der Alltäglichkeit, Entfesselung des Geistes von leiblichen Unterdrückungen, Abspannung des Körpers von der Fronarbeit, Befreiung des Herzens von Daseinsorgen, Versuch, die Daseinsbürden abzulasten: überhaupt ein Erholungsleben, wo der Mensch doch einmal der Gegenwart froh wird, ohne ängstliches Horchen und Zählen der Uhr, die ohne Raft zum Notwerk abrufft. Frei steht der Mensch dann als ein Wesen, das auf Freude ein öffentliches unveräußerliches Recht hat, nicht bloß verstoßen sie nippen darf und sich knechtisch lüstern im Winkel berauscht. Zurückgeführt aus dem Irrgewirr der Verkünstelung in die einfachen Lebensverhältnisse, gewinnt er eine wahre Erhöhung der Lebenskräfte, eine nachwirkende Kraftvermehrung.“

Soweit Jahn. Man beherzige seine Sätze und beachte auch ihre bewußt deutsche Sprache. Ein Springquell edelster Erholung und Erhebung kann von Festen ausgehen. Doch müssen sie wie einsame Südsee-Inseln aus dem Meere des Alltags auftauchen. Höchste Kunst an ihrem Orte oder der Duft von Erinnerungen oder vaterländische Begeisterung müssen uns emporreißen und die Seelen vieler Einzelner in großer Gemeinde zusammenfliegen lassen. „Der Ring“ in Bayreuth, „Ein Sommernachtstraum“ zu Stratford am Avon, „Phèdre“ in einer südfranzösischen Stadt, „Iphigenie“ in Gertenstein, „Die Braut von Messina“ im Amphitheater zu Windonissa, sogar eine Scheffelfeier auf dem Hohentwiel — aber eben vor allem auch ein wahres eidgenössisches Fest machen die Herzen höher schlagen, geben „nachwirkende Kraftvermehrung“.

Einen starken Hauch dieser Gefühle wehte uns 1921 wenigstens ein schweizerisches Fest zu, das eidgenössische Hornusserefest, das am 28. und 29. August in Solothurn stattfand. Sind meine Leser bewandert in der Hornusserei? Manche Ost- und Westschweizer kennen vielleicht das Spiel nicht, und doch darf man es das urchigste Nationalspiel im Kern der Schweiz nennen. Am meisten heimisch scheint es im bernischen und solothurnischen<sup>1)</sup> Emmental, von wo auswandernde Bauern und Sennen es in fast alle Kantone, auch in entlegene jurassische Bergdörfer mitnahmen. Vielleicht war es früher noch verbreiteter. Wenigstens kennt es schon Fischart „unter spielen, die inns feld gehörten zu üben, auch hurnaufz“. Und in Grimms Wörterbuch heißt es: „Schweizerisch ist hornigeln auch ein Spiel, bei dem ein Klotz oder eine Scheibe in hochfliegendem Bogen geschleudert und vom Gegenteile abzufangen gesucht wird.“ Wer das Hornussen nie sehen konnte, den verweisen wir auf unsern Jeremias Gotthelf, der im 6. Kapitel von „Uli der Knecht“ eine köstliche Schilderung eines Wetthornusses zwischen den Erdöpfelkoffern und den Brönzwohlern gibt. Bixius beschreibt die Ausführung (die Technik!) des Spiels folgendermaßen:

„Das Hurnussen ist eine Art Ballspiel, welches im Frühjahr und Herbst im Kanton Bern auf Wiesen und Aedern, wo nichts zu verderben ist, gespielt wird, an dem Knaben und Greise teilnehmen. Es ist wohl nicht bald ein Spiel, welches Kraft und Gelenkigkeit, Hand, Aug und Fuß so sehr in Anspruch nimmt als das Hurnussen. Die Spielenden teilen sich in zwei Parteien: die eine hat den Hurnuß zu schlagen, die andere ihn aufzufangen. Der Hurnuß ist eine kleine Scheibe von nicht zwei Zoll im Durchmesser, in der Mitte etwas dicker als an den Rändern, welche abgerundet und zwei Linien dick sind. Derselbe wird mit schlanken Stöcken von einem Sparren, der hinten auf dem Boden, vornen auf zirka zwei bis drei Fuß hohen Schwirren (eingeschlagenen Pfählen) liegt, geschlagen, auf den er aufrecht mit Lehm angeklebt wird. Etwa zwanzig Schritte weit vor dem Sparren wird die Fronte des Raumes bezeichnet, innerhalb welchem der Hurnuß fallen oder abgetan werden muß. Dieser Raum oder dieses Ziel ist an der Fronte auch ungefähr zwanzig Schritte breit.

<sup>1)</sup> Wir erlauben uns, diesen Begriff zu bilden. Er umfaßt auch den Bucheggberg und Oberaargau.

erweitert sich nach und nach auf beiden Seiten, hat aber keine Rückseite, sondern ist in seiner Längenausdehnung unbegrenzt; soweit die Kraft reicht, kann der Hornuß geschlagen werden. Innerhalb dieses Zieles muß nun der sehr rasch fliegende Hornuß aufgefaßt, abgetan werden, welches mit großen hölzernen Schaufeln mit kurzen Handhaben geschieht. Fällt derselbe unabgetan innerhalb des Zieles zu Boden, so ist das ein guter Punkt. Wird er aber aufgefaßt oder fällt er dreimal hintereinander außerhalb der Grenzen zu Boden, so muß der Schlagende zu schlagen aufhören. Die zwei Parteien bestehen aus gleich viel Gliedern und schlagen und tun wechselseitig den Hornuß ab. Haben alle Glieder einer Partei das Schlagrecht verloren, indem der Hornuß entweder abgefaßt worden oder außer das Ziel gefallen, so zählen sie die guten Punkte und gehen nun ins Ziel, um den Hornuß aufzufassen, den nun die andere Partei schlägt, bis auch alle Glieder das Schlagrecht verloren haben. Welcher Partie es gelungen ist, mehr Punkte zu machen, den Hornuß ins Ziel zu schlagen, ohne daß er abgetan wird, die hat gewonnen. Nun muß man wissen, daß dieser Hornuß fünfzig bis siebenzig Fuß hoch und vielleicht sechs- bis achthundert Fuß weit geschlagen wird, und doch gelingt es bei geübten Spielern den Parteien oft nicht, einen einzigen Punkt zu machen, höchstens zwei bis drei. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Sicherheit gewandte Spieler dem haushoch über sie hinfliegenden Hornuß ihre Schaufel entgegenrädern, wie man zu sagen pflegt, und ihn abtun mit weithin tönendem, hellem Klange; mit welcher Schnelligkeit man dem Hornuß entgegenläuft oder rückwärts springt, um ihn in seinen Bereich zu kriegen. Denn je gewandter ein Spieler ist, ein desto größerer Raum wird ihm zur Bewachung anvertraut. Je gewaltiger einer den Hornuß zu schlagen vermag, um so mehr müssen die Auffassenden im Ziel sich verteilen, so daß große Zwischenräume zwischen ihnen entstehen und auf den geflügelten Hornuß eine eigentliche Jagd gemacht werden muß. Dieses Spiel ist ein echt nationales und verdient als eines der schönsten mehr Beachtung, als es bisher gefunden hat. Daß es ein nationales ist, beweist das am besten, daß ein ausgezeichnete Spieler durch eine ganze Landschaft berühmt wird und die Spieler verschiedener Dörfer ordentliche Wettkämpfe miteinander eingehen, wo die verlierende Partie der gewinnenden eine Uerti zahlen muß...

So weit Gotthelf. Der volkshundige Basler Hoffmann-Kraher weiß noch, daß der „Hornuß“ aus Buchsholz ist. Das Wort selbst stammt natürlich vom Vergleich mit unserer Niesenwespe. Wer es selbst erlebt hat, daß ihm Hornissen und Hornusse um den Kopf surren, weiß die Namen zu schätzen. „Crabro (eben die Wespe) ist ein hurnauß“, sagte schon der Humanist Daspodius, der beiläufig Peter Hasenfratz aus Frauenfeld war. Seit zwanzig Jahren gibt es nun einen schweizerischen Hornusser-Verband, der schon fünf „eidgenössische“, wenn auch kleine Feste veranstaltete. (1903 in Heimiswil, 1904 in Madretsch, 1906 in Kirchberg, 1909 in Basel, 1912 in Thun.) Einen gewaltigen Umfang nahm zum ersten Mal das Fest in Solothurn an. Es beteiligten sich 178 Vereine. Die Hauptanstalt war (um mit G. Keller zu reden) der blaue, wolkenlose Himmel, der wahrhaft sonntägliche Sonnenschein. Doch nein, wir vergessen die Vorbereitung der zahllosen „Niese“ oder Kampffelder auf der Ebene an der Aare westlich der Stadt. Ein fast unübersehbares Spielfeld wurde geschaffen, ein Raum, in dem ein kriegs-

starkes Armeekorps Platz gefunden hätte oder der auch für Artillerie-Schießübungen gebraucht werden kann. Und wir dürfen ferner nicht übersehen die reiche, aber nicht überladene Zierung der Stadt. Wer gesehen hat, was besonders welsche Orte oft bei geringen Anlässen an Fahnen und Teppichen theatralisch hinaushängen, wird die Einfachheit Solothurns um so höher schätzen. Wir begriffen nie, warum wir, wenn wir etwa den 1. August am Genfersee erlebten, moralisch genötigt waren, uns mit Rojetten und Lappen in zwanzig Farben zu behängen; die Schweizerfarben sind weiß und rot; es braucht nicht jeder Ausländer die feinigen auch noch zu entdecken; auch sollte es nicht nötig sein, Schweizer in der Schweiz besonders zu kennzeichnen. Die Vaterlandsliebe wächst nicht mit dem äußern Aufwand. Wo sich Menschen und Häuser mit Schmuck überladen, gilt oft das aus Italien stammende Sprichwort: Ist das Fest vorbei, so lacht man des Heiligen. — Gute Stimmung schufen in Solothurn die sehr zahlreichen, von Sekundarlehrer Fröhli verfaßten Spruchtafeln. Wir sahen schon am Vorabend des Festes Gruppen von Hornussern und Bürgern, die über die Verse lachten und sich herzlich der Lebensweisheit freuten. Dürfen wir Proben anführen? Da hieß es etwa:

„Lustig isch 's Hornusse scho,  
Wenn me der Hornuß cha foh.  
Aber wie mängem im Läbe  
Flücht eister der Hornuß dernäbe!“

Anderšmo:

„Der Hornuß surret grad wie üsi Fraue,  
Es isch i beidne numme halber z'traue.  
Der erscht git zwar im Surre gly mol no;  
O! wär's i Gottes Name bi de Fraue aufo!“

Bekanntlich wurde die überlieferte Freundschaft der Kantone Bern und Solothurn durch Eisenbahnfragen etwas getrübt. Bern baute mit französischem Geld neben den Weißensteintunnel noch jenen von Grenchen, als „direkte Zufahrt“ zum Löttschberg. Der Solothurner Tunnel wird damit recht überflüssig. Wohl hierauf bezog sich die Strophe:

„Solothurn und Bärn hei enanger gärn.  
Mir sy hperstange so, aber hei fasch nüt dervo!“

Noch andere Verse wiesen auf das urchig Schweizerische des Festes hin und schlossen mit den Worten:

„Do felle si d'Amerikaner lo g'feh:  
Keis Färrohr, keis Polster, kes Schüffeli Lee.“

Wie beschämt diese humorvolle Bemerkung all das Matsch- und Sportunwesen, das in jeder untergehenden Zivilisation so typisch wuchert! Geht die Entwicklung der internationalen Schauschießereien nach Lyoner Muster weiter, so wird dieses Kunstschüßentum jeden nationalen Wert verlieren und nur noch dazu taugen, unsern Kleinstaat-Dünkel zu steigern; was

uns nottut, sind viele gute Schützen im Heer, nicht ein paar Variété-Gelden. Auch dem Sport werden Unbefangene, vom Zeitstrom nicht Mitgerissene, nur bedingten Wert zuerkennen. Sport scheint uns dann zu begrüßen und zu fördern, wenn er einen gesunden Körper schaffen will als Wohnung eines gesunden Geistes. Niemals darf der Sport den Zusammenhang mit dem vaterländischen Ethos verlieren. Das Ziel der heutigen Sportler mit ihrem internationalen Jargon ist oft kaum die eigene Gesundheit und noch weniger die Gewinnung von Kraft, Gewandtheit, Ausdauer, Selbstvertrauen im Hinblick auf den soldatischen Dienst für das Vaterland, nein, der Sport ist Selbstzweck. Es handelt sich ihnen weniger darum, den ganzen Menschen auszubilden, als vielmehr um eine „Spezialität“, um eine Hypertrophie der Kraft in einem bestimmten Gliede, um eine artistische Geschicklichkeit. Schon kleine Mädchen wissen heutzutage mit einem Ball nichts mehr anzufangen, als ihn mit den Füßen wegzuschleudern — ein schöner Anblick! Die Rehrseite dieser Einseitigkeiten ist die, daß wir zwar sehr viele Sportsleute haben, aber nicht ebensoviele gute Soldaten. Uns schiene letzteres wichtiger. Wir aber besitzen zwar Leute, die sehr gut boxen, aber kein Bajonnet führen können; Leute, die stundenlang einem Fußball nachstürzen, aber beim „Sprung“, dem Vorgehen in Schützengruppen, ermüden; Leute, die auf dem Velo in einer Stunde hundert Kilometer zurücklegen, aber in Uniform nicht bergauf marschieren können; Leute endlich, die einen Knopf auf 300 Meter Entfernung treffen, denen aber im Feld das Gewehr zu unbequem ist oder die nur mit ihrer Privatwaffe schießen können. Beachtenswert ist auch das Verhalten zur Mannszucht: Burschen, die zögern, einem geschulten Offizier zu gehorchen, halten es durchaus selbstverständlich, auf den ersten Pfiff des leitenden Spielgenossen sich in eine Pfütze zu werfen; ein sozialdemokratischer und antimilitaristischer Velo-klub erhebt sich nach einer Raft auf den leisesten Wink des Führers und stellt sich stramm und sofort in Reih und Glied. Es schadet gewiß nicht, wenn wir so nachdrücklich auf das Mangeln des nationalen Ethos beim typischen Sportbetrieb hinweisen. Sport ist im Grunde nur die unbewußte Reaktion gegen das Erdrücktwerden durch Ungesundes: Großstadt, Industrie, Technik, Maschine. In gesunden Zeiten werden Leute, die den Zusammenhang mit der Natur nicht verloren haben, zwar wandern, turnen, reiten, baden, schlitteln, aber nicht „sporteln“. Wir sind überzeugt, daß sich geschichtlich nachweisen ließe, daß eigentlicher Sport nur in Zeiten des Verfalls blüht und nur bei Völkern, denen die Industrialisierung und Mechanisierung der Städte den Atem zu benehmen droht. London, Manchester, Birmingham, Paris, Berlin beginnen — und was die Weltstädte treiben, wird dann guter Ton. Aber Gesundheit, Urwüchsigkeit, Natur, Provinz bleiben seine Gegenjäger.

Bei dem eidg. Hornusserfest hofften wir letztere zu finden. Sonntag vormittags ordnete sich der gewaltige Zug. Die Scharen hatten die Kolben-schlägel und Schindeln geschultert und boten so einen eigenartigen, von fern an Kriegerscharen aus der Landsknechtszeit erinnernden Anblick. Wie viele echt schweizerische Söhne marschierten da! Es war eine helle Freude, diese wackern Burschen zu dem nicht gefahrlosen Spiel ausziehen zu sehen.

Wohl nirgends zeigt sich Saft und Kraft eines Volkes besser als in seiner wehrfähigen Jungmannschaft. Man beging vielleicht weniger Fehlschlüsse, wenn man ein Volk nach dem Geist seiner Soldaten beurteilte, als wenn man seine vereinzelt Dichter und Denker ins Auge faßte. Unser Hornregiment gab uns noch gute Hoffnungen auf das Sichbehaupten angestammter Art als einer Wurzel nationaler Kraft.

Wie wir Schweizer es gut haben! Jedes eidgenössische Fest, jede militärische Übung in größerem Verbandsverbande, lassen uns Verbrüderungsszenen erleben. Fühlen sich doch die Angehörigen jedes Kantons den andern gegenüber fast so sehr als Ausländer, wie in viel größeren Maßstäben etwa Engländer und Schotten, Kastilier und Aragonier, Auvergnaten und Provençalen, Preußen und Bayern. Wie herrlich ist es, sich vereint und doch ein bißchen besonders zu fühlen! Wir wissen alle, was G. Keller in seinem „Fähnlein der sieben Aufrechten“ über die Vorteile des Kantönli-geistes sagt. Beschimpfen wir diesen nicht allzusehr! In ihm liegt eine alte Eigenheit der deutschen Rasse. Der Märchensammler Jakob Grimm sprach, als er vom hessischen Kassel nach dem nur fünf Meilen entfernten hannoverschen Göttingen übergesiedelt war, in seiner Antrittsrede vom — Heimweh; er fühlte sich weit fort vom Vaterlande. Auch uns Deutschschweizern liegt dies im Blut; die nach Kantonen so verschiedene Geschichte, die Konfessionen, die Rätsel der Mundartenverbreitung verstärken diesen Sondergeist. Möge uns Gott vor einer Gleichmachung bewahren! Eine der größten Gefahren der Einbürgerung von Kantons- und gar Landesfremden liegt darin, ausgleichend und verwischend zu wirken. Wohin sind die Trachten verschwunden? Wer spricht noch eine reine Mundart? In den Schächten unseres Rassenblutes quellen Wanderlust und Heimweh nebeneinander. Aber neben den Besonderheiten, die manchmal sogar als Lächerlichkeiten uns lieb sein können, gilt es das Gemeinsame zu behaupten. Unser Volk ist klein genug. Ja, sind wir denn überhaupt ein Volk? Wenn nicht wir selbst, so sprechen doch alle Ausländer vom „Schweizer“, wo wir zuerst etwa den Appenzeller oder Walliser sehen. Aber Vaterlandsliebe hilft uns: Ja, wir wollen Schweizer sein und ohne Vergessen der völkischen eine nationale Zusammengehörigkeit schaffen, wo sie nicht bestände. Und da ist es wieder eine besondere Fähigkeit der germanischen Schweizer, ihr Nationalgefühl bis zu einer bestimmten Grenze jenseits ihres eigenen Sprachgebietes auszudehnen, ohne aber über diese Grenze hinauszublicken. Nicht jene, die den helvetischen Einheitsstaat schaffen wollten, stehen wohl dem wahren schweizerischen Nationalgefühl am nächsten, sondern jene, die sich der kulturellen Unterschiede, ja Gegensätze bewußt bleiben und doch vereint gegenüber allen Ausländern sich als Schweizer fühlen. Kulturell scheuen wir jedes Gleichmachen, da sind wir Föderalisten; aber politisch müssen und wollen wir Unitarier sein. Wir begriffen es sogar, wenn einer auf den Gedanken geriete, es ließen sich an den 25 Parlamenten und Ministerien unseres kleinen Landes einige Ersparnisse erzielen. Denkt er an einen Kanton Säntis oder Léman? Die heutige Schweiz besitzt gute natürliche Grenzen, innert deren auch ein einiges Volk ein gemeinsames Vaterlandsgefühl erwerbe und besitze. Die Nation ist geographisch gewährleistet.

Im Wirbel der europäischen Politik muß das Volk zwischen Rhein, Jura und Alpenketten zentripetale Kräfte besitzen, nicht den Mittelpunkt fliehende. An den Oberläufen der europäischen Ströme Rhein, Rhone, Tessin und Inn bestehe der einzige echte und bleibende, weil durch Nationalgefühl zusammengehaltene Völkerbund!

Die Hauptmacht des Hornusserzugs ist inzwischen über die Narebrücke hinauf zur St. Ursenkirche marschiert und in der Stadt verschwunden. Als eidgenössischer Zug und Vertreter des ganzen Schweizervolkes hat er einige Mängel. Nicht alle Kantone stellen Hornusser. Völkisch ist der Zug einheitlicher als national. Das Deutsche und das Reformierte und der Bauernstand überwiegen bei weitem. Ganz abgesehen von eigener Liebe bedauern wir, eben als Schweizer und Anhänger keines andern als des Völkerbundes der 25 Kantone, die schwache Vertretung anderer Sprachgebiete, Konfessionen und Berufe. Insofern muß der Schweizer „kosmopolitisch“ und „modern“ fühlen, als er die kulturellen, religiösen, sprachlichen Eigentümlichkeiten der Stämme zwischen Säntis und Salève, Crisjhona und Genèroso mit Liebe zu verstehen suchen soll. Vielleicht ist der Geist Bengis und Solothurns einer solchen Betrachtung besonders günstig. Unsere Stadt vermittelte wiederholt zwischen streitenden Eidgenossen: „Wängi lot dr Hornuß eifach nit lo go.“ Leider scheinen nicht alle der Emmentaler Hornusser diesen Spruch gesehen oder verstanden zu haben. Wenigstens sollen einige nach dem „Solothurner Anzeiger“ einen harmlos zuschauenden Kapuziner verhöhnt haben. Der Vorfall hat nicht weltgeschichtliche, ja nicht einmal schweizerische Bedeutung, aber er möge immerhin unsere Selbstbesinnung stärken. Die berühmte „Toleranz“ ist ein eigen Ding. Parteipolitischer „Freisinn“ ist viel weiter verbreitet als wahrer freier Sinn. Seien wir nicht allzu stolz! Mit dem Haarspalten in jungen und ältern, demokratischen und liberalen Freisinn geht oft der freie Sinn verloren. Die Konfessionen haben sich nichts vorzumerfen. Gewiß sind die evangelischen Bekenntnisse von Haus aus weit duldsamer als das römische; was auf Zersplitterung angelegt ist, kann sich nicht alleinseligmachend wähnen. Aber die Mehrzahl ihrer Anhänger ist nicht duldsamer als die Katholiken. Die Unverträglichkeit ist nur anderer Art: der Katholik will befehlen, der Protestant macht lächerlich. Bei allen Konfessionen ist wahre Religion nur das Erlebnis weniger; die meisten halten sich an Neußerlichkeiten, sei es an katholische Liturgie oder an reformierten Bildersturm. Beides, so gegensätzlich es scheint, entspringt den gleichen, nur in verschiedene Bahn gelenkten menschlichen Bedürfnissen.<sup>1)</sup> Als Solothurner konnten wir nicht umhin, unsere paar Klöster etwa als Gegenstand des Heimat-

<sup>1)</sup> Man vergleiche mit diesem Gedankengang folgendes: Dr. O. Zoller machte in der „Züricher Post“ mit Recht darauf aufmerksam, daß das Urteil des appenzellischen Gerichts, wonach ein Vieh-Verheher bestraft wurde, im Grunde eine Anerkennung dieses „Hexens“ bedeute. So meinen auch wir, daß der Zertrümmerer eines Götzenbildes oft ebenso abergläubisch ist wie sein Verehrer. Noch Jeremias Gotthelf kennt protestantische Bauern genug, die Pfaffen verhöhnen, aber ihren Stall segnen lassen. Uebrigens wurde 1886 von der Berner Synode unser Hornussen „als zu verbietende Sonntagsvergütung“ bezeichnet!



schuzes zu betrachten wie die alten Schanzen. Die religiöse „Parität“ ist uns geradezu erwünscht und wir freuen uns, wenn das arme Kapuzinerkloster tolerant genug ist, sich gelegentlich auch etwas von Reformierten oder gar Christkatholiken schenken zu lassen. Wir hätten gewünscht, daß im Hornusserzug z. B. noch mehr luzernische Vereine mitmarschiert wären. Auch die paar welschen Sektionen begrüßten wir besonders warm. Ob auch „Arbeiter“ hornußten, konnten wir nicht beurteilen, da dem bürgerlichen Blick die feinen Unterscheidungsmerkmale zwischen Land-, Fabrik- und Kopfarbeitern meistens entgehen. Vielleicht haben sich „Arbeiter“ nicht beteiligt, denn das Fest hieß eidgenössisch. Sozialdemokraten aber kennen ja eine Eidgenossenschaft nur an, wenn sie ihres Schuzes bedürfen. Niemand ist unduldsamer als sie, die Erz-Radikalen. Ihr Vaterland wollen sie preisgeben um eine Welt-Eidgenossenschaft. Sollte da nicht der Name ihrer Führer manches zu erklären vermögen? Man sehe sich diese Namen an; dann wird man kaum mehr wagen, den Marxismus als deutsches Gewächs zu bezeichnen. Es ist durchaus kein Zufall, wenn die Auslese aller internationalen und bolschewistischen Führer einer Klasse angehört — auch wenn getauft — die seit neunzehn Jahrhunderten in der Welt zerstreut und vom Fluche der Heimatlosigkeit getroffen ist. Bedenkt man diese Tatsache, so ist man weniger gerührt über eine gewisse Gleichstimmigkeit der Doktrinen z. B. beim „deutschen“ Sozialökonomem Marx und der „französischen“ Schriftstellerin Marx. Diese Art Harmonie und Völker- und Geschlechter-Emanzipation dürfte gebührend nur durch einen großen Dhrifer besungen werden, am ehesten durch den Deutschen (oder war er Franzose?) Harry Heine. Ganz entgegen der schönen Mahnung Gottfried Kellers, jedes Vaterland zu achten und sein eigenes zu lieben, verachten viele Internationale jede Heimat und hassen die eigene. Gestehen wir, daß es uns wohler als in solch übernationaler Gesellschaft bei den „frumben“ Hornussern ist! Die urhigen unter ihnen wissen nichts von Weltbürgertum. Im Gegenteil: sie sind eher geneigt, sogar ihre eigene Nation über dem Kanton zu vergessen. Nicht Internationalität, sondern vielmehr übertriebener Standesstolz läßt vielleicht (wenn man nach eidg. Abstimmungen und andern Zeichen schließen darf) die Berner weniger eifrige Eidgenossen sein als etwa Zürcher, Basler, Solothurner. Der Kanton Bern, auch Graubünden, sind gern Länder für sich. Ihr Gebiet ist auch so reichhaltig, ihre Geschichte so groß, daß diese seelische Einstellung begreiflich wird. Wenn den Berner die bedeutende alte Geschichte seines Heimatkantons oft die Eidgenossenschaft übersehen läßt, so dürfte hierin ein fast entgegengesetzter Grund für die westschweizerischen „Républiques et Cantons“ gelten.

Da tönt der Gesang eines zum Zug stoßenden Vereins herüber. In bezug auf die Lieder und Märsche wäre auch Manches zu sagen, denn auch auf diesem Gebiet ist scharf Kultur und Natur von Zivilisation und Unnatur zu scheiden. Welchen Schak bergen die von D. von Greyerz gesammelten Köselgarten-Lieder! Aber viele Burschen und Meitli glauben vornehmer und gebildeter zu scheinen, wenn sie nur Kinomusik und Operetten-„Schlager“ kennen und statt Anken „der Butter“ sagen. Ein elen-

der Gassenhauer wie etwa das „Unser Berner Oberland ist in aller Welt so weit und breit bekannt, jeder möcht' es sehen gern u. s. f.“ wird sogar von Bataillonsmusikern gespielt. Als ob die Schweiz nicht echtere Melodien besäße! Der rassige Bernermarsch wird vernachlässigt, obwohl er das Zeug in sich hätte, eine schweizerische Marseillaise zu werden. Muß man vermuten, er werde unterdrückt, weil er 1798 gegen Franzosen erklang? Sonderbar genug, daß alle deutschen Stämme, die an Liedern so viel reicher sind als die romanischen und die sogenannten angelsächsischen Völker, doch vor lauter Vielstimmigkeit selten einen unsentimentalen, inhaltlich und rhythmisch hinreißenden Kriegsgefang besitzen.

Den Beginn und Verlauf des Hornussens möge uns noch einmal Gotthelf in wenigen Worten schildern: „Draußen trafen auf einer weiten Matte die Parteien zusammen und ordneten sich zum Spiele. Der günstigste Standpunkt wurde auserlesen, die Sonne für die Abtuenden in den Rücken genommen, der Sparren zum Schlagen des Hornusses sorgfältig gestellt, wo kein dunkler Hintergrund das Aufsteigen des Hornusses verbarg, wo er gleich von der Stange weg in freier Luft wahrgenommen werden konnte. Wo dies nicht beachtet wird oder der Tag etwas dunkel ist und der Schläger den Hornuß rasch und kräftig zwickt, da fliegt er mit solcher Schnelligkeit, daß er nicht wahrgenommen wird, bis er Einem schwer verlegend an den Kopf fliegt oder mit dumpfem Schlage neben Einem zu Boden fällt. Daher haben auch die Vordersten im Ziele die Aufgabe, denselben, sobald sie ihn erblicken, mit Händen und Schaufeln den Hintern zu zeigen, und weithin schallt dann das ängstliche: da da, da da, hie, hie!“

Nachdem am Sonntag und Montag die Hornusse über die weite Allmend geschwirrt hatten, fand am Spätnachmittag die lang und etwas lärmend erwartete Preisverteilung statt. Man erschrecke nicht: es handelt sich „nur“ um Ehrenpreise: Kränze und Becher. Bei weitem nicht alle Vereine und Einzel-Hornusser wurden gekrönt; umso wertvoller war die Auszeichnung, bei welcher auch die unter Aufsicht ihrer Mutter Helvetia waltenden 22 Ehrentöchter nicht ohne „Mündschi“ (lateinisch *Oscula*) ausgingen. Als einen Höhepunkt des ganzen Festes empfanden wir die kernige Ansprache, die Herr Stände- und Regierungsrat Dr. Schöpfer dann zum Abschied an die Hornusser richtete. Da die Rede öffentlich war, begehen wir keinen Vertrauensbruch, wenn wir mit vaterländischer Freude feststellen, daß wir ähnlich tapfere Worte und gleiche Treue zum angestammten Volkstum bisher höchstens im Kreise des Volksbunds für die Unabhängigkeit der Schweiz fanden. Dieser Volksbund ist bekanntlich nicht mit dem Völkerbund zu verwechseln. Letzterer wurde vom Redner nicht ausdrücklich genannt; aber auch der dümmste Hornusser war „g'merkig“ genug, ihn als Gegensatz zu dem in dieser Festgemeinde für eine Stunde auflodernden nationalen Geist zu spüren. In der Begeisterung jener Augenblicke, die materielle Verheißungen auch die Selbstüchtigsten vergessen ließ, hätte keiner dieser vielen Berner-, Solothurner-, Luzerner-, Basellandschäftler-, Aargauer-, Zürcher-, Freiburger- Bauern für etwas gestimmt, das den von Herrn Ständerat Schöpfer so überzeugend geschil-

derthen Wert heimatlicher Eigenart nur fälschen kann. Wir standen mitten unter den angesprochenen Hornrüssern und hörten deren billigende, ja bewundernde Ausrufe: „Dä chas!“ „Dä versteits!“ „Dä het rächt!“ In dieser Umgebung und in dieser Stunde empfanden wir noch etwas von jener Volkskraft unseres Vaterlandes, die es vor Jahrhunderten achten machte und noch vor hundertundzwanzig Jahren bei Neuenegg, am Rotenturm, in Stans aufloderte. Hoffen wir, daß die freilich etwas unparlamentarischen Mahnungen des Redners und die Begeisterung der Gemeinde nachhaltig wirken!

## Ein Sommer- und Ferienbuch. \*)

Von  
Arnold Büchli.

Es ist jedenfalls kein übles Zeugnis für ein Buch, wenn es in aller Stille sein tugendstes Tausend erlebt, ohne daß bei seinem Erscheinen von ihm viel Aufhebens gemacht worden ist. Kein schlechtes Zeugnis auch für den Namen des Dichters, wenn man ein so schönes Sammelbuch von ihm als kaum nennenswerte Selbstverständlichkeit hinnahm. Und doch ist dabei übersehen worden, daß es nicht nur bewährte Bekanntschaften bekräftigt, sondern auch neue vermittelt. Denn zwischen den Schilderungen und lyrischen Stimmungen aus dem bäuerlichen Dorfleben mit ihren erprobten Vorzügen lebensvoller Frische und innerlicher Feinheit, humorgesättigter Beobachtung und kernhaften Lebensglaubens stehen hier noch besonders leckere Sachen: Blumen- und Tiergeschichten. Guggenberger's Wiesengetierdichtungen haben sich ja schon bis in unsere konservativen Lesebücher hinein durchgesetzt, aber die beiden Erzählungen vom jungen Vogel Hechelborst und von der Fuchsmutter Fähe hätten doch überraschen müssen. Besonders der Bericht von den Abenteuern des kleinen Stachelviehs ist köstliche Natureinführung.

Auch auf die Märchenwiese hat Guggenberger den Fuß gewagt mit zwei Erzählungen („Die drei Blumen in der Fremde“ und „Der Riese Buloth und der Zwerg Rosenhold“). So ganz spielend leicht und sicher mag er hier nicht geschritten sein, der Erzähler des meisterlich geschilderten „Marktgangs“ und der prächtigen Kindergeschichte „Jaköblis Weihnachtsbaum“; aber sorgsamstes Werken und Erwägen hat nun doch an mancher Stelle echte, einprägsame Märchenstimmung hergezauert. Was müssen auch Kinder Freude haben an diesem Tier- und Blumenleben! Und erst an dem reichen Bilder Schmuck des Buches, zu dem sieben Künstlerstifte sich in Bewegung gesetzt. Kopfleisten, unter denen vielleicht am ehesten noch weniger Gelungenes aufzustöbern wäre, Schlußvignetten, ganz-, halb-

\*) Alfred Guggenberger: Aus meinem Sommergarten. Mit Bildern und Zeichnungen von Emil Bollmann, Karl Itzner, Ernst Kreidolf, Otto Marquard, Rudolf Mürger, Lore Rippmann, Oswald Sager.